

Der Vater kommt.

Erzählung aus Nord-Michigan.

Von **Thord Marcussen.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Der Angeredete fuhr etwas jäh in die Höhe. „So, ein paar Landsleute?" erwiederte er. „Recht schön, wenn man einmal ein bischen auf gut Platt reden kann, sonst aber" — er zuckte die Achseln — „das sind ein Paar ganz junge Burschen. Ich dagegen bin älter als Beide zusammengenommen, das harmonirt nicht recht miteinander. — Woher seid ihr denn?" fragte er, an die beiden jungen Leute herantretend und ihnen die Hand bietend. „Seid ihr vielleicht halbe Dänen aus Nordschleswig und aus Angst vor'm preußischen Militär weggelaufen?"

Der Holsteiner hatte diese Anrede auf Plattdeutsch gehalten.

Jakob Hansen erhob sich aus der Koje und verneinte. „Wir sind Deutsche aus dem Süden Schleswigs und wären ganz gerne Soldat geworden, aber man hat uns nicht gewollt. Ich selbst bin übrigens auch in Holstein bekannt, ich habe ein paar Jahre bei einer Tante im Holstein'schen zugebracht." Er nannte den Namen des Ortes und fügte hinzu: „Liegt nicht weit von Itzehoe. Kennt Ihr vielleicht den Ort? Ihr habt einen ganz ähnlichen Dialekt, wie er dort zu Hause ist."

Es schien ihm, als wenn der Holsteiner bei diesen Worten leicht zusammenzuckte.

„Habe wohl 'mal den Namen gehört," erwiederte er dann mit ruhiger Gleichgiltigkeit, „kenne aber sonst den Ort und die Gegend gar nicht. Ich stamme aus der Kieler Gegend, bin jedoch nur in jungen Jahren in der Heimath gewesen, später habe ich mich immer auswärts aufgehalten."

Damit drehte er sich um und begab sich wieder an die unterbrochene Lektüre.

„Ganz richtig ist es mit dem Kerl nicht," flüsterte Jakob Hansen seinem Kameraden zu, „so viel hab' ich heraus. Der will die Gegend, wo meine Tante wohnt, gar nicht kennen und spricht doch genau so, wie die Leute da. Und lange will er auswärts gewesen sein, aber nicht einen fremden Ton hört man bei ihm heraus. Reines, unverfälschtes Holsteiner Platt ist es, was er spricht."

Petersen sah seinen Gefährten groß an. „Du träumst wohl," meinte er dann. „Was willst Du hinter dem fremden Menschen suchen? Sehr leicht möglich ist es, daß er kein reines Gewissen hat, das haben Tausende nicht, die ihrem Vaterlande den Rücken drehen. Aber was in aller Welt geht uns das an? Kümmern wir uns doch nicht um den Alten, er wird sich auch gewiß nicht viel um uns kümmern. Gefallen thut er mir auch nicht, ebenso wenig wie Dir, brauchen thun wir ihn nicht, lassen wir ihn deshalb also auch ruhig seiner Wege gehen."



Vizekönig Li Hung-Tschang. (S. 291)

„Das ist Alles richtig," erwiederte Hansen, „so recht weiß ich auch eigentlich nicht, wie ich dazu komme, ein Interesse für seine Vergangenheit zu fühlen, bei einem Anderen ist mir nie so etwas eingefallen. Aber als ich gestern Abend seinen Namen hörte, war es mir, als wenn ich den schon früher gehört haben müßte, als wenn er mir schon hundert-, tausendmal genannt worden wäre, jedoch in welcher Verbindung — das zu erinnern, ist mir ganz unmöglich. Habe mich seit gestern Abend damit gequält, indeß vergeblich. Aber etwas Gutes hängt nicht an dem Namen, das glaube ich fest!"

„Na, so laß doch den Unsinn," meinte Petersen wegwerfend, „jetzt geht's an's Essen, das ist viel wichtiger, als alle Missethaten von Leuten, die uns nichts angehen. Was sagt der Name? Der Peter Gottfrieds kann's im Holsteinischen Dutzende geben. Quäle Dich nicht weiter um den alten Schelm; komm', wir setzen uns hier vorne hin, um das unangenehme Gesicht nicht sehen zu müssen."

Hansen folgte seinem Genossen zu Tische. —

Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne schien hell und warm auf die durchtränkte Erde nieder. Das Essen war so schnell beendet, wie nur hungrige Eisenbahnarbeiter ihre Mahlzeit vertilgen können, und der Mecklenburger stand auf.

„Ich meine," sagte er, „wir müssen versuchen, uns den halben Tag zu retten. Also Alle an's Werk! Ihr, Holsteiner, geht mit mir, damit ich Euch zurechtweise."

Alle erhoben sich und eilten in's Freie. Nur Hansen, der langsam an seinem Essen gelöffelt hatte, als wenn es ihm nicht schmecke, blieb in der Hütte und wandte sich, ohne auf die erstaunten Blicke seiner Gefährten zu achten, an den Mecklenburger, der eben zur Thür hinaustreten wollte.

„Entschuldigt mich heute Nachmittag," redete er denselben an, „mir ist nicht wohl im Magen, ich muß 'mal unseres Hauswirths Arzneikasten probiren. Hab's schon den ganzen Morgen gespürt."

Der Vormann warf einen argwöhnischen Blick auf den jungen Mann. „Will hoffen, daß es wirklich im Magen sitzt und nicht etwa in den Knochen. Garibaldi hat Euch hoffentlich nicht angesteckt. Das würde hier nicht taugen, die Faulenzerei ist nirgends weniger angebracht, als bei unserer Arbeit. — Na, ich will's 'mal glauben," begütigte er, als er bemerkte, daß dem jungen Mann die Röthe in die Stirn stieg, „bleibt denn hier und kurirt Euch, gebt jedoch dem Hüttenwirth nicht mehr als ein Viertel von dem, was er für seine Medizin fordern wird."

„Ich glaube eher, Dir steckt was im Kopf, als im Magen," raunte Petersen seinem Kameraden zu. „Was fällt Dir doch ein? Jeder Dollar muß hier mitgenommen werden, damit wir diesem Platz sobald als möglich den Rücken drehen können. Und Du willst um nichts von der Arbeit wegbleiben?"

„Aber wirklich, es ist mir nicht wohl, und

ich halte es für besser, jetzt etwas dagegen zu thun, als später, wenn's erst schlimmer geworden ist. Die verwünschte Kost hier ist d'ran schuld. Gib nur Acht, es wird auch Dich noch packen. Alle haben's zu Anfang gehabt, selbst die Schweden," vertheidigte sich Hansen auf des Anderen Vorwürfe.

„Meinetwegen denn," war Petersen's ärgerliche Antwort. Damit rannte er den Vorausgegangenen eiligst nach.

Hansen war jetzt allein; nicht lange freilich, so erschien der Wirth der Blockhütte und erkundigte sich theilnehmend nach dem Befinden des Zurückgebliebenen.

„Ja, Mr. Thompson, leider muß ich jetzt wohl 'mal in Euren Medizinkasten hineinkriechen, so sauer es auch meinem Geldbeutel ankommen wird," sagte Hansen mit verzogenem Gesicht.

Nach langem Feilschen erstand er vom Wirth ein Fläschchen Ricinusöl für fünfundzwanzig Cents und legte sich darauf wieder in die Koje. Der Wirth wünschte gute Wirkung und Besserung, begab sich dann nach der hinteren Lokalität, um ein Mittagsschläfchen zu machen und ließ den Patienten im Alleinbesitz des vorderen Raumes.

Hansen lag eine ganze Weile still und schien zu schlafen. Dann aber richtete er sich in die Höhe und war im nächsten Augenblick auf den Beinen.

„Wenn's auch nicht ganz verlogen war mit meinem Unwohlsein," murmelte er, „so war's auch nicht ganz wahr. — Nun an's Werk, ich will doch einmal sehen, ob ich so ganz auf falscher Fährte bin. Kaum denkbar ist es freilich, was mir vorhin einfiel, aber habe ich mich geirrt, so bin ich wenigstens meine unruhige Neugier los. Uebrigens scheint es, daß Vater Thompson's Oel kein purer Thran ist, wie der Mecklenburger behauptet."

Er stöhnte und begann im Raume auf und ab zu gehen, dann und wann einen Blick auf die in den hinteren Raum führende Treppe werfend. Aber dort blieb Alles ruhig. Rasch trat Hansen jetzt an die Lagerstätte des Holsteiners und musterte aufmerksam Alles, was sich auf derselben befand.

Es gab nur wenig da zu sehen. Am Kopfende lag der Ranzen geöffnet und leer. Hansen nahm denselben in die Hand, überzeugte sich, daß er vollständig geleert war, und legte ihn darauf wieder an seinen Platz. Verschiedene kleine Garderobestücke lagen noch über das Lager zerstreut, sonst nichts.

Ein wenig enttäuscht wandte Hansen sein Gesicht ab.

„Ohne Zweifel bin ich ein Narr gewesen," dachte er. „Wie konnte ich nur denken, daß es hier etwas zu entdecken gäbe? Es ist wahrhaft lächerlich, und Petersen hat Recht."

Er drehte sich um, um sich nach seiner eigenen Lagerstätte zu begeben, als ihm das neue Gesangbuch in's Auge fiel, in dem der Holsteiner am Vormittag gelesen hatte. Er nahm das Buch in die Hand, setzte sich damit auf die Bettkante und blätterte darin. Auf der ersten weißen Seite stand der Name des Eigenthümers: Peter Gottfried, geboren zu P. den 20. Januar 1828.

„Also er ist richtig aus der Kieler Gegend, und ich kann mich nur wiederholt einen Narren tituliren." Aergerlich auf sich selbst, wandte Hansen das Blatt um.

Auf der anderen Seite stand, von einer kräftigen, ausgebildeten Handschrift herrührend, der mit den Worten: „Und wenn eure Sünde blutroth ist —" beginnende Bibelvers, darunter stand:

„G., den 20. März 1889. D."

Betroffen schaute Hansen auf die wenigen Zeilen. Wer war der Mann, dem man einen solchen Vers in's Gesangbuch schrieb? Ein Anderer als der Eigenthümer des Buches hatte es gethan, das war klar. Die paar Worte auf der Vorderseite konnten von dem Eigenthümer herrühren, die Schrift war steif und unbeholfen, sie stammte offenbar von einer schweren Arbeitshand. Der Bibelversschreiber dagegen mußte ein gebildeter Mann sein. Wie gebannt starrte Hansen auf die Schrift. Plötzlich schien ihm etwas einzufallen. Erregt sprang er auf, zog unter seiner Lagerstätte einen langen, schmalen Koffer hervor, öffnete ihn und wühlte hastig in dem Inhalt. Endlich hatte er, was er suchte, ein schwarzes, zierlich gebundenes Heft mit Goldschnitt.

Rasch war er wieder in der Koje, öffnete das Gesangbuch beim ersten Blatt und blätterte darauf in dem schwarzen Heft. Jetzt lag er still und verglich mit gespannter Aufmerksamkeit die Handschrift des Bibelverses mit der Handschrift einiger Zeilen im Hefte. Diese letzteren Zeilen enthielten gleichfalls Verse und trugen gleichfalls ein Datum, aber ein um zehn Jahre älteres. Zug um Zug prüfte Hansen die Handschrift beider Verse, immer wieder stellte er Versuche an, als wenn er seinen Augen nicht trauen könne und wolle.

„Also doch!" rief er endlich laut. „Diese Verse schrieb mir Pastor Duyssen bei der Konfirmation in's Stammbuch, und diesen anderen Vers im Gesangbuch hat er ebenfalls geschrieben. Er, der nun schon eine Reihe von Jahren Geistlicher an der Strafanstalt in Glückstadt ist! Und wenn Pastor Duyssen beide Verse geschrieben hat — und wenn dieses G. Glückstadt bedeutet, dann ist dieser Peter Gottfried der Mann, den ich meinte — der Mann mit der blutrothen Sünde!"

4.

Von Houghton kommend, landete der „Evening Star", ein zierlich gebauter Dampfer, im Hafen von Detroit. Der Farmer Gottfried stieg an Land und begab sich raschen Schrittes nach dem „Gasthof zum deutschen Vaterland". An den Eigenthümer dieses Gasthofes war er durch einen aus Sandusky eingetroffenen Brief verwiesen worden.

Es war eine Kneipe niederen Ranges, die aber, massenweise von der Arbeiterbevölkerung frequentirt, sicherlich gute Geschäfte machte. Die Schänkstube war voll von Menschen, und es kostete dem Farmer einige Mühe, sich an den Schänktisch heranzuarbeiten. Endlich war es ihm gelungen und er stand vor „Brüderchen".

So ward der Wirth, der Jeden duzte und alle Welt, Bekannte und Unbekannte, mit diesem Diminutiv anredete, allgemein genannt. „Brüderchen" hatte alle Hände voll zu thun, schwitzte stark und hörte anfänglich gar nicht, was der Farmer zu ihm sprach. Als dieser aber sich mit dem ihm hingeschobenen Glas Bier nicht entfernte, sondern stehen blieb und weiter sprach, schien dem Wirth ein Licht aufzugehen, daß der Fremde mehr wolle.

„Richtig, Brüderchen, jetzt weiß ich schon," sagte er. „Der Brief von Sandusky, vorher sogar eine Depesche, Alles wegen eines alten fremden Arbeiters! Aber thu' mir den Gefallen, Brüderchen, und setz' Dich erst einmal ruhig hin mit Deinem Bier. Jetzt im Augenblick kann ich Dir doch keine vernünftige Antwort geben, Du siehst ja, wie Alles auf mich einstürmt."

Der Farmer sah das und ließ sich nieder. Vor dem Abend konnte er doch nicht fort.

Endlich wurde es stiller im Lokal, und nur wenige Gäste blieben zurück, darunter ein kleiner Mann in etwas zerlumpter Kleidung mit einem Paar dunkler unruhiger Augen.

„So, Brüderchen, jetzt können wir Deinen Fall in Gemüthlichkeit besprechen," sagte der Wirth und setzte sich mit einem leeren Glase neben den Farmer. Der Farmer verstand den Wink, ließ beide Gläser füllen und sah „Brüderchen" gespannt an.

„Sieh' 'mal," fuhr dieser fort, „als ich die Depesche bekam, bin ich gleich nachher an's Schiff gegangen, um Deinem Mann aufzupassen. Es glückte mir auch, ihn zu fangen, obgleich ich aus dem Telegramm nur so ganz ungefähr entnehmen konnte, was für eine Art Mann es sein sollte. Ich war anfänglich etwas in Sorge, ob ich auch den Richtigen getroffen hatte, allein der gleich hinterher aus Sandusky eintreffende Brief, welcher ein vollständiges Signalement enthielt, beruhigte mich in dieser Beziehung vollständig. Stimmte Alles auf's Haar."

„Aber wo ist er geblieben?" forschte der Farmer ungeduldig.

„Ja, Brüderchen, das weiß ich nicht," versetzte der Wirth gelassen. „Er hat den Tag und die Nacht bei mir logirt, am nächsten Morgen aber ist er mit dem Dampfer ‚Keeweenow' nach Norden gegangen, mehr kann ich Dir nicht sagen."

Er schwieg still und beobachtete seinen Gast, dessen hohe Erregung ihm nicht entging.

„Nimm's kaltblütig, Brüderchen," sprach der Wirth weiter. „Wenn Du es Dir ein paar Tropfen Bier und noch etwas mehr kosten lassen willst, kann ich Dir Jemand bringen, der Dir mehr sagen kann."

Die neu eröffnete Aussicht half dem Farmer, seine fiebernde Unruhe zu bemeistern.

„Wo ist der Mann?" rief er hastig. „Auf's Getränk kommt's gar nicht an, auf eine Handvoll Dollars auch nicht."

„Dann bist Du gerade der richtige Mann für Garibaldi." Dabei winkte der Wirth dem kleinen zerlumpten Mann mit den dunklen unruhigen Augen. „Nimm Dein Glas mit, Garibaldi, laß es an der Bar füllen und setze Dich zu uns."

Kein Befehl konnte willigeren Gehorsam finden. Garibaldi setzte sich und sah die andern Beiden erwartungsvoll an.

„Erinnerst Du Dich noch, Garibaldi, was ich Dir vor einigen Tagen so dringend empfahl, als Du mit der ‚Keeweenow' nach Norden gingst?" fragte der Wirth.

„Jawohl," versetzte Garibaldi lebhaft. „Ihr meint doch wegen des alten Holsteiners?"

Der Wirth bestätigte kopfnickend.

„Ich hab's natürlich nicht vergessen," fuhr Garibaldi fort, „und mich sofort, nachdem wir auf's Schiff gekommen waren, an den Alten herangemacht. Wollte ihn für unsere Bahn kapern. — Sie müssen wissen," stellte sich Garibaldi dem Farmer vor, „ich bin der Agent der Houghton and Ontonagon-Railroad für die Lieferung von Arbeitern."

„Und hat damit immerfort Beschäftigung," fiel der Wirth lachend ein, „weil die Kerle, sobald sie vierzehn Tage da oben ausgehalten haben, nichts Besseres auf der Welt wissen, als schleunigst auszureißen."

Der Farmer, obwohl er ein halbes Lächeln nicht unterdrücken konnte, bat dringend: „Weiter, Mann, weiter."

Garibaldi kniff das eine Auge zu und sah ihn mit einem schlauen Blinzeln an. „Ja, verehrter Herr," sagte er dann mit bedächtiger Langsamkeit, während ihm vorher die Worte schnell aus dem Munde geflossen waren, „erzählen will ich schon, und ich glaube, ich kann Euch dienen mit dem, was Ihr wollt, aber —"

Die Geste, mit der er diese Worte begleitete, war sehr verständlich.

Im nächsten Augenblick hatte der Farmer seine Brieftasche hervorgezogen und einen Zehndollarschein auf den Tisch geworfen.

„Nehmt!" rief er voll brennender Ungeduld. „Nehmt das, zehn weitere Dollars erhaltet Ihr, wenn Ihr mir sagen könnt, wo der Mann steckt, und noch zwanzig Dollars, wenn Ihr mir eine Unterredung mit ihm verschaffen könnt. Dabei sollt Ihr freie Reise und Zeche haben."

Garibaldi's Augen funkelten. „Sagen wir

Alles in Allem fünfzig Dollars, werther Herr," lautete seine Antwort. „Auf zehn Dollars mehr wird's Euch wohl nicht ankommen."

„Gewiß nicht, sollt's haben," versetzte eifrig der Farmer. „Erzählt jetzt aber, bitte, weiter."

Nach einem kurzen Nachsinnen fuhr Garibaldi — der sich im Stillen einen großen Thoren schalt, daß er dem Manne, dem offenbar viel an der Auffindung des alten Arbeiters gelegen war, nicht noch erheblich mehr abgefordert hatte — in seinen Mittheilungen fort.

„Wie gesagt, ich machte mich an den Alten, konnte aber nichts mit ihm ausrichten. Er wies mich schroff ab und wurde schließlich gar grob, so daß ich ihn in Ruhe lassen mußte. Sagte mir, er wolle auf eine Farm und mit unserer Bahn, von der er nur die niederträchtigsten Dinge gehört, nichts zu thun haben."

„Hat er Alles von mir gehört," warf der Wirth ein und lachte herzlich.

Garibaldi sah ihn vorwurfsvoll an, lächelte dann aber auch und sagte: „Was Eure Schmähungen genützt haben, sollt Ihr gleich hören. Auch die klugen Mäuse gehen an den Speck. — Also, ich kümmerte mich nicht weiter um den Alten und hätte beinahe Brüderchens Empfehlung vergessen, was mir im gegenwärtigen Moment sehr verdrießlich gewesen wäre. Aber glücklicherweise sah ich noch, nachdem wir in L'Ance gelandet waren, wie er in Tante Jenny's Kneipe hineinsteuerte. Dabei kamen mir Brüderchens Worte in Erinnerung, und ich beschloß, mich nach ihm umzusehen. — Alles unbewußt in Euren Diensten geschehen, werther Herr."

Garibaldi trank sein Glas aus, welches auf einen Wink des Farmers sofort wieder gefüllt wurde.

Der Landstreicher lächelte voll Behagen. „Möchte alle Tage für Euch arbeiten, Herr."

Ein Blick des Farmers forderte ihn auf, sich der Abschweifungen zu enthalten.

„Ich bin gleich zu Ende, Herr. Wie ich nach einem guten Viertelstündchen gleichfalls 'reinguckte, war ich nicht wenig überrascht, meinen bissigen Alten in einer ganz anderen Verfassung zu finden. Sonst ein richtiger Eisklumpen, war er jetzt offenbar im Schmelzen begriffen. Freilich, es hatte seinen Grund — er war über Mutter Jenny's Spirituosen gerathen und fidel geworden, äußerst fidel, Herr, so daß ich meinen Augen kaum traute. Lud mich wahrhaftig ein, mitzuhalten, mich, seinen Quälgeist vom Schiff! Natürlich ließ ich mich nicht lange nöthigen und hielt mit; leider war es aber bald alle. Mutter Jenny rückte mit der Rechnung an, und meines Alten Barschaft reichte kaum zu, worüber er mächtig erschrak."

„War also reif für Dein Netz, Brüderchen," schaltete der Wirth ein.

„Freilich," lächelte Garibaldi, „jetzt hatte der Fang keine Schwierigkeiten mehr."

„Ihr habt ihn also bei der Bahn angebracht?" fragte der Farmer.

„Noch am selben Abend," bestätigte Garibaldi, „lieferte ich ihn an Mr. Thompson's Blockhütte ab; ein paar Meilen nördlich von L'Ance liegt der Platz, wo er jetzt entweder arbeitet oder zusieht, wie's regnet. Auf vier Wochen hat er sich verpflichten müssen und kommt keinesfalls vor Ablauf des Monats fort, denn es wird bitterwenig an der Bahn verdient, des verwünschten Klimas wegen."

„Ihr seid also bereit, mich zu begleiten und mir eine Unterredung mit dem Manne zu verschaffen?" fragte der Farmer aufstehend und die Zeche begleichend, wobei er dem Wirth noch eine besondere Belohnung in die Hand drücken wollte.

„Bewahre, Brüderchen," wehrte dieser indeß ab. „Nein, was ich für Dich gethan, habe ich meinem Freund in Sandusky zu Liebe gethan, mir bist Du nichts schuldig, als höchstens die Wiedereinkehr, wenn Du einmal wieder an diesen Platz kommst."

Der Farmer dankte herzlich und wandte sich dann an Garibaldi, welcher die an ihn gerichtete Frage bejaht hatte, mit den Worten: „Seid also pünktlich am Schiff. Ich habe keine Zeit zu verlieren."

— — — — — — — — — — —

Um sieben Uhr Abends dampfte der „Evening Star" nach Norden, den Farmer und seinen Begleiter mit sich führend. Das Schiff arbeitete mit voller Kraft, und die Fahrt ging schnell von Statten. Nicht schnell genug jedoch für den Farmer, welcher tagsüber ruhelos auf dem Deck auf und nieder ging. Anfänglich begleitete ihn Garibaldi und versuchte, ihn auf seine Weise zu unterhalten. Der Farmer hörte eine Zeitlang mit halbem Ohr auf das Geschwätz; endlich wurde es ihm zu viel. Er faßte Garibaldi am Arm und zog ihn die Treppe herunter nach dem Restaurationslokal. Hier drückte er dem Wirth ein paar kleine Zettel in die Hand und sagte: „Hierfür verpflegt Ihr mir diesen Mann mit Allem, was er wünscht, bis wir in L'Ance gelandet sind." Und zu Garibaldi gewendet fügte er hinzu: „Nehmt es nicht für ungut, ich habe andere Dinge im Kopf und keinen Sinn für Euer Gespräch. Ich will mit mir allein sein."

Damit ging er wieder nach oben und setzte seine Wanderung fort. —

„Ein herrlicher Patron, den Ihr da erwischt habt, Garibaldi," lachte der Wirth, „so Einer könnte Euch wohl alle Tage passen."

Garibaldi schmunzelte, ließ sich's wohl sein und fand für seine Späße und Geschichten bald dankbarere Zuhörer. —

Die Fahrt war beendet, und L'Ance, ein kleines Nest mit etwa vierzig bis fünfzig Häusern, meistens leicht aus Holz aufgeführt, lag vor den Reisenden.

„Wir müssen bei Mutter Jenny übernachten," redete Garibaldi den Farmer an, als Beide gegen Abend an's Land stiegen. „Der Weg bis zur Blockhütte der Bahnarbeiter ist weit und nach dem Regen der letzten Tage grundlos. In Nacht und Dunkelheit können wir da nicht durch. Bezähmt daher Eure Ungeduld bis morgen — weglaufen thut uns Euer Mann so leicht nicht mehr."

Dem Farmer mochte die Richtigkeit dieser Gründe einleuchten, denn er ging stumm neben seinem Gefährten her. (Fortsetzung folgt.)

Vizekönig Li Hung-Tschang.

(Mit Porträt auf Seite 289.)

Der bedeutendste Staatsmann Chinas, der Vizekönig von Tientsin, Li Hung-Tschang (siehe das Porträt auf S. 289), der gegenwärtig Europa bereist, ist 1823 im Dorfe Hweilung in der Provinz Anhüei geboren. 1853 nahm er an dem Kampfe gegen die Taipingrebellen Theil und stieg nun rasch zu den höchsten Würden empor. Er war bereits Großkanzler, als er 1870 zum ersten Male gestürzt wurde. Zwei Jahre darnach machte ihn Kaiser Tsai-schun aber von Neuem zum Großkanzler; er wurde Vizekönig von Petschili, schlug seine Residenz in Tientsin auf und war fortan der eigentliche Regent Chinas, zumal der 1875 auf den Thron gekommene Kaiser Kuang-Sü bis 1889 unmündig war. Nach der Niederlage Chinas im Kriege gegen Japan erfolgte der zweite tiefe Sturz im Leben Li Hung-Tschang's, der aller Ehren beraubt wurde. Als es sich aber darum handelte, Frieden mit Japan zu schließen, fand man doch keinen Anderen, dem man diese Aufgabe hätte anvertrauen können. Li Hung-Tschang ging nach Simonoseki, wo am 24. März 1895 ein junger japanischer Fanatiker ein Attentat auf ihn verübte, und brachte den Frieden zu Stande. Zum zweiten Male in alle Würden wieder eingesetzt, wurde er zur Zarenkrönung nach Moskau entsandt und bereist nun nach der Rückkehr von dort Westeuropa.

Höhlenwohnungen der Hirten an der Narenta (Dalmatien).

(Mit Bild auf Seite 292.)

Gleich Nomaden ziehen die dalmatinischen Hirten mit ihren Heerden — wenige Kühe, meist Schafe und Ziegen — vom Frühjahr bis zum Herbst auf dem Karst umher, wo das Vieh die spärlich zwischen dem Gestein wachsenden Gräser und Kräuter abweidet. Die zahlreichen Höhlen des Gebirges bieten ihnen Unterschlupf für die Nacht und Schutz gegen Wind und Wetter. Unser Bild auf S. 292 zeigt eine solche Höhlenwohnung in den Uferfelsen des Hauptflusses von Dalmatien, der Narenta. Die Kühe haben ihren besonderen Standplatz, der durch eine Hürde aus Flechtwerk abgetheilt ist. Die Schafe und Ziegen dürfen sich nach Belieben lagern, und mitten unter ihnen kampirt um einen roh aus Steinen aufgeführten Herd der Hirt mit seiner Familie. Im Innern der Kluft ist ein nothdürftiges Lager aus Gestrüpp, Zweigen und Blättern hergestellt, auf dem diese genügsamen Menschen sich zur Ruhe niederlegen.

Abendfest auf dem Canal grande in Venedig.

(Mit Bild auf Seite 293.)

Die schöne Lagunenstadt an der Adria wird im Sommer wegen der Hitze und der üblen Gerüche, die zur Ebbezeit die Kanäle aushauchen, von den Fremden meist gemieden. Um nun den Touristenverkehr auch in dieser Jahreszeit mehr nach ihrer Stadt zu lenken, haben die Venetianer neuerdings große Sommerfeste veranstaltet, von denen sie sich, wenn die Sache erst allgemein bekannt ist, die gewünschte Wirkung versprechen. Unser Bild auf S. 293 stellt ein derartiges Abendfest auf dem Canal grande dar. Nicht weit vom Ausgang des Kanals in die Lagune schwamm ein großes Musikzelt, strahlend im hellsten Lichterglanze, auf der Flut, dessen Insassen italienische Volksweisen, von einem Orchester begleitet, vollendet zum Vortrag brachten. Viele Hunderte von Gondeln und anderen Fahrzeugen, geschmückt mit buntfarbigen Lampen, belebten die Strecke des Kanals von der Rialtobrücke bis zum Palazzo Foscari. Nicht minder zahlreich besetzt waren die Fenster der hellerleuchteten Paläste am Kanal: das Ganze bildete ein höchst eigenartiges, zauberhaft schönes Bild.

„Gute Nacht, mein Liebling!"

Erzählung aus dem alten Berlin.

Von **Max Hönecke**.

1.

(Nachdr. verboten.)

Das Rasseln der Trommeln und laute Kommandoworte der diensthabenden Offiziere riefen die Mannschaft der Schloßwache von Monbijou in's Gewehr und lockten gleichzeitig die ehrsamen Bürger vor die Thüren.

Seine Durchlaucht Fürst Heinrich von Bevern kehrte von einem Mittagsmahle beim Feldmarschall Grumbkow zurück, und wie die etwas schwerfällige Staatskarosse über das holprige Pflaster fuhr, da flogen die Mützen der Männer herunter und die Frauen knixten.

Fürst Heinrich war während seiner Anwesenheit als Gast des Königs Friedrich Wilhelm I. in Berlin rasch beliebt geworden, denn er besaß trotz aller Würde eine Freundlichkeit, die ihm die Herzen gewann. Dabei hatte er eine offene Hand und führte, trotzdem er Wittwer war, einen fürstlichen Hausstand.

Seit einem halben Jahr genoß der hohe Herr die Gastfreundschaft des Soldatenkönigs, der ihm das reizende Schloß Monbijou zum Wohnsitz angewiesen hatte. Es war ein offenes Geheimniß, daß er beim Könige für die Heirath des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel thätig war.

Kurz darauf trat aus der kleinen Seitenpforte des Schlosses ein junger Mann in der kleidsamen Tracht der fürstlich Bevern'schen

Jäger. Vor der Wachtstube stand er still und wechselte ein paar Worte mit dem Gefreiten, während seine Blicke nach dem stattlichen Eckhause schweiften, in dem sich die Hof- und Schloßbäckerei des Obermeisters Stendau befand. Oben im zweiten Stock erschien an dem Erkerfenster ein blonder Mädchenkopf, eine kleine Hand pflückte ein paar welke Blätter und warf sie auf die Straße. War es Zufall oder Absicht — die Blicke der jungen Leute trafen sich einen Augenblick, dann verschwand das Mädchen schnell, wie es gekommen, der Jäger aber schüttelte dem Gefreiten die Hand und schlenderte langsam über den sonnigen Platz. Beim Bäckerhause schwenkte er plötzlich um die Ecke und schlug einen Seitenpfad ein, der zur Spree führte; ein dichter schattiger Garten, zum Stendau'schen Besitzthum gehörend, begrenzte die eine Seite des schmalen Weges, während die uralten Bäume des Schloßparks sich bis zum Wasser erstreckten.

Leopold Berger war Leibjäger des Fürsten von Bevern und glich diesem in Figur und Haltung auffallend. Er mochte seine einsame Promenade vielleicht zehn Minuten fortgesetzt haben, als plötzlich eine Handvoll Blätter und Blüthen auf ihn hernieder rieselte, er blickte auf und gerade in die lachenden Augen eines jungen Mädchens, das sich über die Gitterpforte lehnte. Mit einem Sprung war der Jäger an ihrer Seite.

„Ach, Jungfer Helene, endlich darf ich Sie wieder begrüßen, seit acht Tagen zum ersten Mal."

Das Mädchen lachte, entzog ihm aber die Hand nicht, die er ergriffen hatte. „Nun, Herr Leopold, die Zeit ist Ihm wohl nicht allzulang geworden, am fürstlichen Hofe weiß man sich zu trösten. Aber vorsichtig war es nicht von Ihm, mir in so auffallender Weise den Hof zu machen. Man hat Ihn gesehen und mich streng beobachtet; erst heute, nachdem der Vetter Konrad abgereist, konnte ich mich für einige Augenblicke davonstehlen. Weiß Er auch, daß inzwischen wichtige Dinge sich ereignet haben? Der Vetter hat mit dem Vater gesprochen, und in vierzehn Tagen will er wieder kommen."

Ueber das fröhliche Gesicht des jungen Mannes flog ein trüber Schatten. „So ist es also doch wahr, Jungfer Helene, daß Ihre Vermählung mit dem reichen Vetter beschlossene Sache ist?" Er heftete die braunen Augen fragend auf das schöne Mädchen. „Sagen Sie mir die Wahrheit, Jungfer Helene, ist es so?



Höhlenwohnungen der Hirten an der Narenta (Dalmatien). [S. 291]

Dann ist auch mein Schicksal besiegelt, ich quittire den Dienst bei meinem gnädigen Herrn und lasse mich anwerben."

Helene legte ihm erschrocken die Hand auf den Arm. „Um Gottes willen, Leopold, sprech' Er nicht so. Soldat! Weiß Er, was das heißt, zeitlebens ein Sklave sein, ja mehr noch als Sklave? Hat Er mir nicht von ganz anderen Dingen gesprochen, die Er von der Zukunft erhofft?"

„Helene!" versetzte er traurig. „Siegesgewiß und hoffnungsfreudig bin ich gewesen, so lange ich glaubte, Dich gewinnen zu können. Jetzt, wo ich Dich verlieren soll, weiß ich auch, daß mit Dir meine beste Kraft dahingeht; was liegt mir nun daran, wie sich meine Zukunft gestaltet!"

Sie sah zärtlich in das erregte Gesicht des Geliebten. „Ach, Leopold, Du weißt ja, daß ich Dich liebe. Freilich, die Eltern wollen, daß ich den Vetter heirathe, aber ich will nicht!"

„Helene!" rief der junge Mann entzückt, „wenn Du so sprichst, dann ist ja alle Noth vergessen; bin ich nur Deiner gewiß, so nehme ich den Kampf mit der ganzen Welt auf."

Und schnell schlang er den Arm um ihren Hals und küßte sie auf den Mund.

„Ich glaube Dir, Leopold," sagte sie zärtlich. „Bleibe mir nur treu, verzage nicht, so soll noch Alles gut werden. Freilich, harte Kämpfe stehen mir noch bevor, ehe es mir gelingt, den Vater zu besiegen. Doch jetzt muß ich zurück in's Haus, man könnte mich sonst vermissen, bald aber hörst Du mehr von mir."

„Gute Nacht, mein Liebling!" sagte Leopold innig, und Beider Lippen berührten sich nochmals.

Da lösten sich plötzlich die Arme des Mädchens, der junge Mann hörte einen leichten Schrei und sah in das zornglühende Gesicht des Hofbäckers.

Mit einem Sprung war der Jäger von dem Gitter hinweg und verschwand hinter den Sträuchern. Helene aber folgte schweigend dem Vater, der in heftiger Erregung dem Hause zuschritt; sie kannte seinen Charakter zu genau, um nicht zu wissen, daß jedes Wort ihn nur noch mehr reizen würde. Bleich, aber entschlossen betrat sie das Wohnzimmer.

Der Alte warf sich in den Lehnstuhl und riß den Rock auf, als fürchtete er, zu ersticken. Erschrocken warf seine Frau die Handarbeit, mit der sie beschäftigt gewesen, bei Seite und eilte auf ihn zu.

„Um Gottes willen, Vater, was ist geschehen, bist Du krank geworden?"

Der Meister schlug so heftig mit der Faust auf den Tisch, daß die Frau erschrocken zurückfuhr.

„Was geschehen ist," stieß er, mühsam seine Aufregung bekämpfend, hervor, „was geschehen ist? Ueberrascht habe ich die Jungfer da bei einem Stelldichein hinten im Garten. Und weißt Du, mit wem? Haha — mit dem Affen, dem Leopold. Während wir hier Alles zu ihrer künftigen Vermählung besprechen, scharmirt die



Abendfest auf dem Canal grande in Venedig. (S. 291)

Dirne am Gartengitter mit Durchlauchts Laubfrosch!"

„Aber, Helene," rief die kleine Frau, „wie konntest Du Dich nur so vergessen?"

Der Obermeister lachte erbittert. „Ja, denke nur! Die Arme hatte sie um seinen Hals gelegt, und geküßt hat sie ihn. Und dann der zärtliche Abschied" — er versuchte des Jägers Stimme nachzuahmen — „gute Nacht, mein Liebling!"

Helene wollte etwas erwiedern, aber er unterbrach sie heftig.

„Schweig, ehrvergessene Dirne, die Du den guten Ruf Deiner Eltern schändest. Ich verstoße Dich, ich enterbe Dich — ich —"

Hier wurde der erboste Meister durch den Lehrjungen unterbrochen, der seinen Flachskopf zur Thür hineinsteckte.

„Der Mundkoch des Königs, Herr Pogermann, ist da und möchte den Meister sprechen."

Frau Stendau benutzte die Pause, um die heftig weinende Helene in ein anderes Zimmer zu führen. „Wir sprechen uns noch!" rief ihr der Meister nach. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn und versuchte mühsam seine Erregung zu bekämpfen; kein Fremder sollte von dem Skandal im Hause wissen.

Der Mundkoch war sein Freund und Gevatter und gekommen, den Hofbäcker wie gewöhnlich zum Vespertrunk nach dem Rathskeller abzuholen. Der Obermeister nahm Hut und Stock und verließ das Zimmer. Es war ihm gelungen, den Groll zurückzudrängen, aber die Zorneswolken leuchteten noch auf seiner Stirn. Als er Arm in Arm mit seinem Gevatter die Treppe hinabstieg, da ging ihm der Lehrling schleunigst aus dem Wege; er kannte den Rohrstock des Meisters, und der Alte hatte in solcher Laune eine schnelle Hand.

2.

An dem runden Stammtisch im Rathskeller ging es heute lebhafter wie sonst zu. Das Gespräch drehte sich um die brennende Tagesfrage, um die bevorstehende Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin von Bevern. Wie überall, so bildeten sich auch hier zwei Gruppen, die sich heftig befehdeten. Stendau, der Mundkoch und noch einige ehrenfeste Bürger der Tafelrunde gehörten zur Partei der Königin, waren also gegen das Heirathsprojekt. Auf der anderen Seite gruppirten sich die Gegner um den Privatsekretär des Ministers Grumbkow, und Stendau mußte es erleben, daß die meisten seiner Freunde von dem redegewandten Mann herübergezogen wurden. Schon unter normalen Verhältnissen war der Hofbäcker kein Freund von diplomatischen Finessen, in seiner heutigen Stimmung kannte er keine Rücksichten und sagte derb seine Meinung.

Da schob nach einem besonders heftigen Ausfall Stendau's der Privatsekretär plötzlich seinen Krug zurück und erklärte, er könne es nicht mehr mit anhören, daß man die Politik seines gnädigsten Herrn in dieser Weise beurtheile.

Das war Oel in's Feuer, und der Obermeister hätte sich wohl noch weiter fortreißen lassen, wenn es dem besonneneren Mundkoch nicht gelungen wäre, ihn halb mit Gewalt aus dem Rathskeller zu ziehen.

Aber auch so war der alte Stendau schon zu weit gegangen; es war gefährlich, in so offener Weise die Absichten der Regierung anzugreifen, und wenn der Schreiber den Angeber machte, so konnte die Sache böse Folgen haben.

Mit festem Händedruck schieden die beiden alten Herren an der Schloßfreiheit voneinander, Pogermann in Besorgniß um seinen Freund, eine Besorgniß, die der Obermeister indeß keineswegs theilte. Er hatte nur seine ehrliche Ueberzeugung verfochten, war sich seiner Treue zum Königshause wohl bewußt, und galt bei Allen, die ihn kannten, als ein hochangesehener Mann.

Aber in ihm kochte und gährte es. Zuerst der Aerger daheim mit seiner ungerathenen Tochter — ja, wenn er es recht betrachtete, so war daraus eigentlich die ganze fatale Geschichte im Rathskeller entstanden. Wäre er nicht so aufgeregt gewesen, die spitzen Bemerkungen des Privatsekretärs hätten ihn nicht so in Harnisch gebracht.

Es war schon dämmerig geworden, langsam ging er auf dem Weidenweg dahin, der sich von der Burgstraße am Wasser entlang zog und bis zum Schiffbauerdamm erstreckte. Der Weg wurde vom Publikum selten benutzt, die Einsamkeit that dem zornigen Manne wohl.

Ja, Helene, die war an Allem Schuld. Das Mädchen mußte fort für einige Zeit, nach Straußberg zu Verwandten! Kehrte sie dann zurück, nachdem Fürst Heinrich von Bevern mit seiner Begleitung Berlin verlassen hatte, so zog Ruhe und Behaglichkeit wieder in sein Haus ein.

So war er bis zum Schloßgarten von Monbijou gelangt, der nur durch ein niedriges Eisengitter von dem Fußweg getrennt war. Da sah er durch die Zweige eine wohlbekannte Gestalt im grünen Jagdrock auftauchen. Der Zorn des Obermeisters kochte von Neuem auf. Da ging ja der Bursche, der sein Familienglück zerstören wollte. Einen Augenblick stand der Alte still und sah finster nach dem Garten. Der Mann da drüben war in einen kleinen Pavillon getreten, dessen durchbrochene Wände sich dicht an das Gartengitter lehnten; er beugte sich über den Tisch, in behaglicher Breite präsentirte sich die grüne Rückseite den Blicken des Feindes.

Die Gelegenheit war zu verführerisch. Stendau faßte sein spanisches Rohr fester, leise trat er hinter den Ahnungslosen, hob den Arm und mit den höhnischen Worten: „Gute Nacht, mein Liebling!" sauste der derbe Rohrstock wuchtig auf den Rücken des Grünrocks nieder. Der Meister hörte einen lauten Wuthschrei, doch ohne sich nach seinem Opfer umzusehen, setzte er seinen Heimweg fort.

Wie ihm das wohl that! Er lachte in sich hinein. „Ha—ha—ha, wahrhaftig, das war ein herzig süßes Gute Nacht!"

Rasch legte er die wenigen Schritte zurück, die ihn von seiner Wohnung trennten, eben bog er um die Ecke, als er plötzlich mit weitgeöffneten Augen wie erstarrt stehen blieb. Der Stock entfiel seiner zitternden Hand, er lehnte sich schwer gegen die Thür.

War er wahnsinnig? Da drüben auf der anderen Seite der Straße kam mit raschen Schritten der Leibjäger daher; fröhlich die Bekannten grüßend, ging er durch das Schloßportal.

Dem alten Herrn schwindelte.

Wie konnte der Mensch jetzt plötzlich aus ganz entgegengesetzter Richtung in das Schloß treten, und so ruhig und unbefangen, als hätte seine Rückseite niemals Bekanntschaft mit des Meisters spanischem Rohre gemacht?

Der Obermeister stöhnte. „Mein Gott, mein Gott, wenn er es nicht war, den ich geprügelt habe, so kann es nur — Seine Durchlaucht —" er fuhr mit der Hand an den Hals und wankte wie ein gebrochener Mann in sein Haus.

Dort sank er in einen Sessel, er sah so bleich aus, daß seine Frau bestürzt zu ihm eilte.

„Fritz, um Gottes willen, was treibst Du, so habe ich Dich nie gesehen! Die Aufregung hat Dich krank gemacht, gleich soll der Heinrich zum Arzt laufen."

Der Hausherr hielt sie zurück. „Mir kann kein Arzt helfen. Komm, Marie, rück' Dir den Stuhl heran, ich will Dir sagen, was geschehen ist, es muß herunter von der Seele."

Vorsichtig schloß er das Fenster, und als nun seine Frau in banger Erwartung vor ihm saß, die Hände auf seine Kniee gelegt, da beichtete er ihr die Erlebnisse des heutigen Tages.

Die Frau rang die Hände. „Mann, Mann, wenn es wirklich der Fürst gewesen ist, so bist Du verloren! — Aber Durchlaucht ist doch viel älter als der Unglücksmensch, der Leopold, das müßtest Du doch bemerkt haben!"

„Nichts vom Gesicht habe ich gesehen, nur seinen Rücken sah ich mit dem bekannten grünen Jagdrock, sie sehen sich ja von hinten so ähnlich wie ein Ei dem andern. Und dann — es war dämmerig — der Zorn macht blind, ich schlug zu, ohne lange zu untersuchen."

Die geängstigte Frau brach in Thränen aus. Der Fürst kannte den Hofbäcker ganz genau, oft hatte er ihm so freundlich zugenickt, wenn er vorübergefahren war — er mußte nach den verhängnißvollen Schlägen den Meister sicher erkannt haben.

Nachdem der Meister das unselige Geheimniß vom Herzen und nicht mehr allein zu tragen hatte, fand er auch seine Fassung wieder.

„Nun ist genug gejammert, Marie! Weißt Du, was ich thue? Morgen gehe ich zu Seiner Durchlaucht und bekenne ihm Alles, er wird mir glauben, daß nur ein Irrthum mich zu solcher Unthat veranlassen konnte. Und will er mich bestrafen lassen — nun, so muß es männlich getragen werden!"

Dann senkte sich die Nacht auf das Haus, darinnen mit einem Schlage das Unglück seinen Einzug gehalten. Die Bewohner schlummerten längst oder versuchten doch zu schlummern; da fuhr ein schwerfälliger Wagen vor die Thür, ein Unteroffizier stieg aus und klopfte die erschrockene Magd aus dem Schlaf; er trat in das Haus, während zwei Grenadiere sich vor der Thür aufstellten. In aller Stille führte man den Hof- und Schloßbäcker heraus. Er ließ sich widerstandslos in den Wagen heben. Noch ein kurzes Kommandowort, dann rasselte das Gefährt davon.

3.

Es war ein Glück, daß König Friedrich Wilhelm I. sich in Wusterhausen befand, bei seinem leidenschaftlichen Charakter und seiner oft so vorschnellen Art, zu strafen, wären die Folgen unberechenbar gewesen. Aber auch so standen die Sachen schlimm genug für den beklagenswerthen Hofbäcker. In der ersten Aufwallung wollte Fürst Heinrich sofort Berlin verlassen, der Minister mußte seine ganze Ueberredungskunst aufbieten, den hohen Herrn umzustimmen. Schied Seine Durchlaucht im Zorn von Berlin, so war das Heirathsprojekt gewiß auf lange Zeit vertagt, wenn nicht ganz aufgehoben.

Grumbkow glaubte zuerst an eine Verschwörung, die strengste Untersuchung wurde angeordnet, und da der Generalauditeur sie selber führte, so lag sie in guten Händen. Stendau wurde streng bewacht, Niemand durfte zu ihm, er war von der Außenwelt abgeschnitten.

Bange Tage folgten nun für die Familie des unglücklichen Mannes. Frau Stendau hatte bald nach der Verhaftung versucht, Gehör beim Fürsten zu erlangen, es war umsonst gewesen, Durchlaucht wollte in dieser Angelegenheit Niemand sprechen. Am meisten litt Helene; sie klagte sich an, das Unglück verschuldet zu haben; wie ein Schatten ging das Mädchen umher, alle gutgemeinten Trostsprüche der Freunde des Hauses blieben wirkungslos.

„Mutter," sagte sie am Morgen des dritten Tages nach der Verhaftung, als sie nach durchwachter Nacht in das Wohnzimmer trat, „Mutter, heute versuche ich das Letzte. Ich gehe zu dem Kammerdiener Stiller, ich habe gehört, er soll

beim Fürsten Alles gelten, vielleicht rührt ihn unser Elend, und er verschafft mir Zutritt zu seinem Herrn!"

„Versuche es immerhin, Kind, ich bin so niedergedrückt, daß ich nichts mehr zu hoffen wage."

Die Schatten senkten sich schon, als Helene am Nachmittage den Schloßgarten betrat. Auf ihre Frage nach dem Kammerdiener führte sie ein Lakai in die Dienstwohnung des alten Herrn. Der Fürst war ausgefahren, Stiller empfing das Mädchen sehr freundlich.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Jungfer Helene, ich kann mir denken, was Sie zu mir führt, die Veranlassung ist leider eine sehr traurige!"

Das Mädchen richtete die verweinten Augen auf den Sprecher. „Ach ja, Herr Stiller, unsagbar traurig, und Niemand kann rathen, Niemand helfen. Vor allen Dingen sage Er mir, Herr Kammerdiener, was wird aus meinem Vater, welche Strafe trifft ihn?"

Der Kammerdiener wiegte den Kopf. „Mein liebes Kind, darüber bin ich selber im Unklaren; Ihr Vater ist leider sehr schwer belastet, die Beweise liegen klar und deutlich zu Tage, Grumbkow will ein Exempel statuiren, um Alle abzuschrecken, die es wagen, die Politik des Gewaltigen zu durchkreuzen!"

„Aber," rief Helene, „was hat der unselige Irrthum meines Vaters mit der Politik des Ministers zu thun? Die Schläge galten ja nicht Seiner Durchlaucht, sie waren dem Leopold zugedacht!"

Stiller sah sie verwundert an. „Was sagt Sie da, Jungfer Stendau? Was ist es mit dem Leopold?"

Und nun erzählte das geängstigte Mädchen dem aufhorchenden Manne den ganzen Vorgang; ihre Liebe zu dem Jäger, das Stelldichein, und wie der Vater sie überrascht habe, gerade bei den verhängnißvollen Abschiedsworten. In der einfachen Erzählung lag so viel Wahrheit, die Züge Helenens spiegelten ihren Seelenschmerz so überzeugend wieder, daß Stiller tief gerührt wurde.

„Was Sie mir da sagt, mein liebes Kind, rückt die Sache allerdings in ein anderes Licht. Aber die Sachen stehen trotzdem schlimm, sehr schlimm. Ich kenne meinen gnädigsten Herrn nun bereits ein Menschenalter, er ist nicht hartherzig, kann auch Manches verzeihen. Große Herren vergeben sogar gern, es verleiht ihnen einen Nimbus in den Augen des Volkes, nur müssen sie nicht so — so persönlich in Mitleidenschaft gezogen werden, wie das hier der Fall ist!"

Nachdenklich ging er im Zimmer auf und ab.

„Ich will es heute Abend versuchen; gelingt es mir, Durchlaucht zu bewegen, Sie, Jungfer, zu sehen, so bekommt Sie morgen Früh Nachricht von mir. Mache Sie sich aber keine allzu große Hoffnungen. Adieu, Mamsell Stendau!"

Mit heißen Dankesworten schied Helene von dem freundlichen Manne. Er hatte nichts Bestimmtes versprechen können, aber es war doch eine stille Freudigkeit in ihr Herz eingezogen, ihr Gang war fester und aufrechter, als sie den Park verließ, und aus ihren Augen leuchtete ein Strahl der Hoffnung.

— — — — — — — — — — —

Es war schon spät, als der Wagen des Fürsten vor dem Portal hielt. Ganz gegen seine Gewohnheit sprang der hohe Herr heute nicht leicht heraus, sondern langsam und bedächtig, und er stützte sich auf den Arm des Kammermohren, als er die Stufen hinan schritt. Stiller nahm ihm Hut und Degen ab, Durchlaucht vertauschte die Uniform mit einem bequemen Hausrock und lehnte sich behaglich in einen Sessel. Durch das geöffnete Fenster drang die Luft der milden Sommernacht herein, in den Zweigen des Parkes schlug leise eine Nachtigall.

Fürst Heinrich saß in Gedanken und blickte nachdenklich in das Licht. Er war eine hohe stattliche Erscheinung, der man die fünfundfünfzig Jahre nicht ansah. Das schmale geistvolle Gesicht zeigte wohl schon manche Falte, aber die dunklen Augen blickten noch lebensfrisch in die Welt. Um den feingeschnittenen Mund lag ein Zug feinen Spottes, die wohlgepflegten weißen Hände spielten mit der goldenen Tabaksdose.

„Nichts für mich angekommen?" fragte der Fürst nach einer Weile.

„Nein, aber der Herr Generalauditeur Katsch frug nach Eurer Durchlaucht, er will morgen wiederkommen, in wichtiger Angelegenheit, wie er sagte!"

„Der Mann betreibt sein Handwerk mit Eifer, seinem Adlerblick entgeht nichts, die guten Berliner werden ihn aber schwerlich lieben!"

„Eure Durchlaucht haben Recht, der Herr Generalauditeur ist der verhaßteste Mann Berlins. Wie Viele hat er schon unglücklich gemacht durch seine rücksichtslose Strenge!"

Fürst Heinrich zog die Augenbrauen zusammen. „Das Volk raisonnirt natürlich immer, auch da, wo das Recht sonnenklar zu Tage liegt. König Friedrich Wilhelm ist zu beglückwünschen, daß er solche Leute wie Katsch zur Seite hat."

Der alte Diener neigte den Kopf.

„Aber Eure Durchlaucht sind doch selber milde und vergeben gern, dafür ist Ihr Andenken auch gesegnet bei uns daheim, und," setzte er leise hinzu, „ich bitte Gott, daß Niemand Eurer Durchlaucht fluchen möge, wenn wir diese Stadt verlassen!"

Das war ein freies Wort; der Fürst sah ihn überrascht an.

„Was willst Du damit sagen, Alter, willst Du etwa Stimmung machen für einen Wahnwitzigen, der die Hand erhob gegen einen Reichsfürsten, weil die Politik seines königlichen Herrn nicht in seinen dicken Schädel will?"

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, aber mit der Politik hat die unselige That des Obermeisters nichts zu thun. Hier handelt es sich um keine Staatsaktion, sondern — um eine Liebesgeschichte!"

„Rappelt's Dir im Oberstübchen, oder hast Du heimlich Champagner getrunken? Seit wann schreibt man Liebesbetheurungen in Berlin mit dem spanischen Rohr?"

Der Kammerdiener kannte seinen Herrn zu gut, um nicht zu wissen, daß jetzt sein Interesse für die Entwickelung wach geworden. Er erwiederte: „Der Mann wollte Eure Durchlaucht gar nicht treffen, die Schläge waren dem Leopold zugedacht. Der grüne Rock, die Aehnlichkeit hat die unselige Verwechslung veranlaßt!"

Und nun erzählte der Kammerdiener den Hergang, wie er ihn aus Helenens Munde wußte. Namentlich die Verzweiflung des schönen Mädchens machte Eindruck auf den Zuhörer.

„Na, das muß ich sagen," rief der hohe Herr halb lachend, „wenn der Bengel, der Leopold, mit hübschen Bürgerstöchtern scharmirt, und dabei in Händel geräth, so soll er seinen Rücken hinhalten, oder das Wetter fährt ihm auf den Kopf!"

Die böse Falte auf der Stirn des Fürsten war verschwunden, es zuckte halb spöttisch, halb wohlwollend um seinen Mund. Er erhob sich.

„Bring' mich jetzt zu Bette, Stiller! So — langsam! Ah — dieser Hofbäcker hat doch wirklich gar zu grob zugeschlagen!"

— — — — — — — — — — —

Gleichzeitig mit dem Generalauditeur Katsch war auch der Feldmarschall Minister Grumbkow erschienen und von Durchlaucht zur Frühstückstafel gezogen worden.

Der Minister brachte gute Nachrichten, der Tag der Verlobung war festgesetzt, die einzelnen Punkte bereits vom Könige unterzeichnet. Die Herren waren daher in der besten Stimmung, selbst Katsch erzählte Anekdoten, die vorzüglichen Weine thaten ihre Wirkung. Nachdem der Fürst die Tafel aufgehoben hatte, zogen sich die drei Herren in das Arbeitszimmer zurück, und erst nach einer Stunde begleitete sie Durchlaucht bis zur Treppe.

„Also abgemacht, meine Herren!"

Grumbkow nickte. „Wenn Durchlaucht selber es wünschen, ich bin glücklich, Ihnen gefällig sein zu können!"

„Und auf Sie, Monsieur Katsch, rechne ich heute Nachmittag."

Katsch rieb sich die knochigen Hände. „Ich bin Eurer Durchlaucht ergebener Diener. Sie haben unter diesen Umständen nur zu bestimmen!"

„Also auf Wiedersehen!" —

Stiller hatte die bangenden Frauen verständigt, daß Helene sich am Nachmittage im Schloß einfinden solle. Freudig, wenn auch mit pochendem Herzen, unternahm das Mädchen den schweren Gang. Der Fürst empfing sie ernst, aber nicht unfreundlich, er hörte ihre Bitten an, ohne sie ein einziges Mal zu unterbrechen. Dann sagte er: „Katsch will Ihren Vater nach Spandau schicken, das wäre zu hart, aber ganz leer kann er nicht ausgehen! Wir wollen die Strafe so einrichten, daß Sie damit zufrieden sein kann."

Er klingelte und gab dem eintretenden Stiller leise einen kurzen Befehl. Während das Mädchen noch in banger Erwartung harrte, wurden die Portièren zurückgeschlagen, und Katsch führte den unglücklichen Bäckermeister herein, während durch eine andere Thür der Leibjäger in das Zimmer trat.

Der Generalauditeur schob den Gefangenen vor den Stuhl des Fürsten. Was hatten die wenigen Tage Haft aus dem sonst so stattlichen Manne gemacht! Die Kleider hingen ihm lose um den abgezehrten Körper, die Augen lagen tief in den Höhlen, die ganze Erscheinung bot ein Bild des Jammers.

Durchlaucht musterte ihn eine Weile aufmerksam. „Er hat schwer gefehlt und durch Seinen Zorn beinahe die ganze Familie in's Unglück gebracht," sagte er. „Lasse Er sich die ausgestandene Haft zur Lehre dienen, ich will Ihn nicht ruiniren. Er ist frei."

Stendau hatte in immer steigender Aufregung zugehört, mit weitgeöffneten Augen stand er da, er wollte vorstürzen und dem Fürsten danken, der aber wehrte ab.

„Da steht Seine Fürsprecherin, bei der hat Er sich zu bedanken! Seine Tochter ist ein braves Mädchen, mache Er sie glücklich!"

Der Alte breitete die Arme aus, Helene flog an seine Brust.

„Vater, lieber Vater!" Ihre Thränen flossen, aber es waren Thränen des Glückes und der Dankbarkeit.

Der Fürst ließ ihnen Zeit, dann ging er auf die Gruppe zu und zeigte auf den Jäger, der mit niedergeschlagenen Augen zur Seite stand.

„Da ist noch Einer, der gehört zum Glück des Mädchens: seinetwegen hat Er mich geprügelt, jetzt lege ich ein gutes Wort für den Jäger ein. Wird Er mich abweisen?"

Der Meister zauderte nicht lange. „In Gottes Namen, mag er sie nehmen; ich habe im Gefängniß andere Ansichten bekommen vom Glück meines Kindes, und wie könnte ich auch einem so gütigen Herrn etwas abschlagen?"

Er legte die Hände der Beiden zusammen, Fürst Heinrich winkte — und drei glückliche Menschen verließen den Saal mit dankerfülltem Herzen.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wellington und der Maler. — Der Sieger von Waterloo war ein großer Verehrer der Musik, namentlich zogen ihn Händel und Mozart an, aber von der Malerei verstand er nicht viel, obgleich seine Gemäldegallerie in Apsley-House manch' schönes und werthvolles Bild aufzuweisen hatte. Es fehlte ihm an dem nöthigen Verständniß, um die Kunst ganz zu würdigen, und er gab deshalb für Gemälde nie gern größere Summen aus. Nur um des Gegenstandes willen verstand er sich dazu, das große, von Sir William Allan gemalte Bild von der Schlacht bei Waterloo um 3000 Pfund Sterling zu kaufen. Der Künstler erhielt die Weisung, sich zur Entgegennahme der Bezahlung im Kriegsministerium einzufinden. Wellington fing an, eine Banknote nach der anderen aufzuzählen. Dem Maler dauerte das zu lang und er bemerkte, ein Wechsel, an den Bankier des Herzogs ausgefertigt, würde diesen der Mühe des Banknotenzählens entheben. Da Wellington nicht darauf hörte, sondern ruhig in seinem Geschäfte fortfuhr, wiederholte er seine Bemerkung. Doch wie erstaunte er, als der Herzog sich umdrehte und sagte: „Glauben Sie denn, ich werde meinen Bankier wissen lassen, daß ich der Narr gewesen bin, für Ihr Bild so viel Geld auszugeben?" [D.]

Sonderbare Begräbnißarten. — Elise von der Recke und ihr Freund Tiedge bestimmten, daß sie nicht in Särgen, sondern in weiße Leintücher gehüllt, begraben wurden. Tiedge fügte noch hinzu, daß ihm eine dichtgeflochtene Maske auf das Gesicht gelegt werden solle. Er motivirte dies damit, daß ihm der Gedanke unangenehm wäre, Steine und Erde unmittelbar auf das Gesicht zu bekommen. Der Bruder des Dichters M. A. v. Thümmel wurde, seinem Wunsch gemäß, ohne Sarg, auf einer Moosbank sitzend, unter einer Eiche bestattet. Der französische Politiker Constant verfügte, ihn nach seinem Tode „recht bequem" zu betten, deshalb legte man seinen Leichnam auf eine große Matratze. [—dn—]

Ein käfersammelnder General. — Der französische General Graf Dejean war ein leidenschaftlicher Käfersammler und besaß eine Sammlung von 23,000 Stück. Als er 1808 in Spanien seine Truppen zu einem Angriffe gegen den Feind führte, bemerkte er am Boden einen seltenen Käfer. Sofort sprang er vom Pferde, fing den Käfer ein und steckte ihn an seinen Hut. Dann schwang er sich wieder auf sein Roß und gab den Befehl zum Kampfe. Die Spanier wurden geschlagen, Alcaryas genommen und mit einem Worte ein glänzender Sieg errungen. Der General aber freute sich noch weit mehr darüber, daß an seinem Hute, der von einer Kugel durchbohrt war, der Käfer unverletzt geblieben war. [E. K.]

Das güldene Handwerk. — Das Betteln hieß früher „das güldene Handwerk". Im 14. Jahrhundert waren in Basel die Bettler als solche noch besteuert, und der Vogt mußte darauf sehen, daß zunftgerecht gebettelt wurde. Zu Augsburg an der Brücke saßen im 16. Jahrhundert viele kranke Bettler alle Tage, hoben die Hände in die Höhe und flehten um Barmherzigkeit. Als ein reicher Bürger sie heilen lassen wollte, liefen sie davon bis auf zwei. Die Gesundheit hätte ihnen ihr „gülden Handwerk" verdorben. Als der Straßburger Bettler Klingelhans eine Erbschaft von zwanzig Pfund Goldes machte, nahm er sie nicht an, damit er nicht um dieses „Bettels" willen das reiche Bettelhandwerk aufgeben müsse. [C. T.]

Freigebig. — Alexander Dumas der Aeltere hatte bekanntlich in seinem Leben beständig mit Geldverlegenheiten zu kämpfen, und der Exekutor war in seinem Hause ein ständiger Gast.

Eines Tages bat ihn ein Freund, ihm hundert Franken zu leihen, um damit einen armen Verwandten, einen früheren Exekutor, begraben lassen zu können.

„Was", rief Dumas, „blos hundert Franken? Hier haben Sie zweihundert, lassen Sie gleich zwei begraben!" [L—n.]

Humoristisches.



Vorzügliche Empfehlung.

Hausfrau (zum stellesuchenden Kindermädchen): Es wird jetzt noch darauf ankommen, ob meine Kinder Sie gern haben werden.

Mädchen: O, darum keine Sorge! Die Jungen von meiner vorigen Herrschaft waren nie aus der Küche herauszubringen.

Hausfrau: Wie alt waren denn die Jungen?

Mädchen: Nun, so zwischen achtzehn und fünfundzwanzig.



Natürlich.

Richter: Ihr Name?

Angeklagter: von und zu Buddelberg.

Richter: Wie alt?

Angeklagter: Dreißig Jahre.

Richter: Geboren.

Angeklagter: Hochwohlgeboren.

Bilder-Räthsel: „Die Weintraube."



Werden die nebenstehenden Buchstaben nach einer bestimmten Ordnung abgelesen, ergeben sie einen Trinkspruch.

Auflösung folgt in Nr. 38.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 36:
Erfahrung ist eine theuere Schule.

Diamant-Räthsel.

A
A A A
A A A B C
C D D E E E E
E E E F F H H H H
H I I I J J K L L N N
N N O O O O P P P
P R R R R S S
S S S T T
U W Y
Y

Nach dem Muster vorstehender Figur sind aus deren Buchstaben zu bilden: 1) ein Buchstabe, 2) eine Stadt in Bayern, 3) ein Insekt, 4) ein französisches Fürstengeschlecht, 5) eine altegyptische Königin, 6) ein berühmter Meister der Tonkunst, 7) ein elastischer Körper, 8) ein Holzgewächs, 9) ein österreichischer Nordpolfahrer, 10) ein weiblicher Vorname, 11) ein Buchstabe.

Die wagerechte und senkrechte Mittellinie ergeben das Gleiche, den Namen eines berühmten Meisters der Tonkunst.

[Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 38.

Auflösungen von Nr. 36:

des Arithmogriphs: 1) Symphonie, 2) Ysop, 3) Memphis, 4) Poesie, 5) Hymne, 6) Oheim, 7) Nonne, 8) Joseph, 9) Eisen; der zweisilbigen Charade: Spieluhr.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.